



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Sohn des Freimaurers.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

Warum zogt er nun, die fesselnden Bande mit einem mutigen Entschluß zu brechen? — —

Als er vom Berge hinabstieg, lag eine ruhige Entschlossenheit auf seinen Augen. Die Unsicherheit war von ihm gefallen.

Er trat, heimgehend, zu einem Dankgebet in die Franziskanerkirche.

Die stille Gestalt, die hinter einem Pfeiler verborgen kniete, sah er nicht.

Auch Ruth hatte in ihrem Entzagungsweh nach dem Frieden der Gottesnähe verlangt. Der erste jähre Anprall war zwar überwunden, aber es war alles in ihr wie tot.

Da sah sie Herbert durch die Seitenhalle schreiten und zum Gebete niederknien.

Der Anblick bewegte sie tief. Das Wort eines Geistesmannes ging ihr durch den Sinn: „Es ist etwas Großes um den Mann in der Schlacht; aber noch größer ist es, ihn im Gebete zu sehen.“ Bisher hatte sie dieses Geheimnis nur als Licht empfunden, das warm und hell und froh und dankbar macht. Jetzt war es über ihr wie eine ganz schwere Dämmerung, unter der auch nicht das kleinste Lichtlein hellte.

Sie fühlte, was auch Herbert in dieser Stunde empfand: Über ihnen beiden schwiebte ein hohes Geheimnis: Gott.

Als Herbert hinausging, bemerkte er Ruth. Er wartete auf sie. Sie drückten sich schweigend die Hände. Zu sprechen vermochten sie nicht. Zu großes Erleben lag zwischen ihnen. —

Am Abend, als Herbert ins Kloster hinabging, seinen väterlichen Freund, Pater Gerhard, zu besuchen, ging Frau Werner zu ihrem Gatten, um mit ihm über Herberts Angelegenheit zu sprechen.

Unheilvoll flammte es in des Justizrats Augen auf, als Frau Mathilde hereintrat.

„Kann mir schon denken, was du hast. Fang nur erst gar nicht an.“

Aber, Kurt, laß uns doch einmal vernünftig über die Sache reden. Bedenk', auch andere haben eine Überzeugung, die du verstehen oder doch achten dürfst. Herbert ist in dem Alter . . .“

„ . . . ist in dem Alter, in dem er zu jeder Dummheit fähig ist,“ unterbrach er sie heftig. „Er ist ein Schwärmer, das wußte ich. Doch daß er den Kuttens nachließ, das ist zu stark, das konnte ich von einem Werner nicht ahnen. Als kleiner Knirps steckte er schon immer drunter bei den Mönchen. Das habe ich nun von mei-

ner Duldsamkeit. Und du hast das übrige getan mit deinem ewigen Kirchenlaufen und Wallfahrten. Ich hätte eher dazwischen fahren sollen. Nun ist es zu spät. Es ist zum Rajendwerden!“

„Wenn es nun aber sein Beruf ist! Du willst doch auch sein Glück.“

„Gerade weil ich sein Glück will, will ich ihn vor dieser ungeheuren Torheit bewahren. Und so viel solltest du mich doch kennen, um zu wissen, wie ich über diese Art von Glück denke. Ein Mann, der nicht so viel Mut besitzt, mit so nörrischen Aktionen fertig zu werden, ist in meinen Augen kein Mann. Und ich fürchte, daß er ein ganzer, ein Werner sei.“

Frau Mathilde fühlte mehr und mehr die tiefe Kluft zwischen ihren beiden Weltanschauungen, die sich bei jedem Wort vertieften. Herbert war nach Herz und Seele ihr Kind. Das mochte ihr Mann mit Bitterkeit fühlen.

„Kurt, erinnerst du dich noch, wie oft du gesagt hast und unsere Bekannten auch, daß Herbert unter Dutzenden seiner Kollegen eine rühmliche Ausnahme bilde? Hast du nie darüber nachgedacht, worauf sich dieses edles Menschentum gründet? Nur auf das Fundament einer echt christlichen Weltanschauung. Möchtest du denn, daß er so wäre wie — ich brauche dir keine Namen zu nennen.“

„Bist dem Jungen ein vorzüglicher Anwalt,“ spottete Werner. „Er hat dir ja von jeher alles getreulich nachgebetet. Die Früchte ernte nun ich, ich, der für ihn gearbeitet, ihn in ein warmes Nest zu setzen.“

In äußerster Erregung stürmte er auf und ab.

Frau Mathilde seufzte. Es war alles umsonst.

„Soll mich nicht wundern, wenn das Mädel auch eines Tages kommt und zu den Nonnen will. Die hat der Junge ja auch auf dem Gewissen. Ein zweites Mal wirft die sich nicht weg. Dafür mußt du sie kennen.“

„Das tut sie auch nicht, Onkel. — Aber bei euch bleiben, solange ihr wollt, — das tut sie gern.“

Beide wandten sich überrascht zur Tür. Dort stand ernst und ruhig — Ruth, tiefe Glut im Amt. Ihr Klopfen war überhört worden, und so vernahm sie des Onkels letzte Worte noch. Sie trat zu ihm und legte bittend die Hand auf seinen Arm.

„Du läßt ihn gehen, Onkel . . . ja?“

Sie sah ihn an, wie wohl ein wundes
Reh den Weidmann anbliekt, wenn es um
Schonung für seine Jungen steht.

„Das bittest du mich . . . du?“ Heftig
schüttelte er ihre Hand ab. „Und ich Tor
habe gedacht, an dir einen Anwalt zu
haben . . . Bist wohl auch froh, wenn er
fortkommt?“

„Onkel!!“

Ein so bitteres Weh durchzitterte ihre
Stimme, daß er betroffen aufsah.

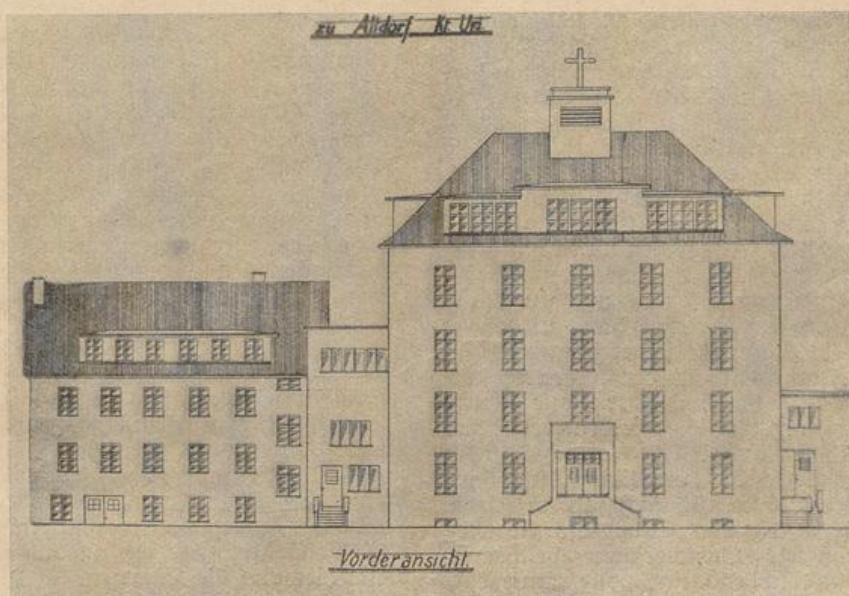
Aufweinend wandte sie sich ab.

Das war ihm zu viel. Tränen waren
ihm verhaft. „Barbar, der solch eine Per-
le wegwirft!“ dachte er grimmig. „Der
närrische Knabe!“

säze und religiösen Betätigung war alles,
was sie erreicht hatte. —

Das waren nun die Ferien, auf die sich
Werners den ganzen Sommer über ge-
freut hatten, da Herbert heimkommen wür-
de als ganzer, fertiger Mensch: „Es ist
erreicht!“ Der Berg mit den unbegrenzten
Ausichten war erklimmen. Nun sollte
mal erst gerastet werden. Der Justizrat
hatte sich seine Ferien auch in diese Zeit
gelegt und mit Frau Mathilde und Ruth
einen Reiseplan nach dem andern gemacht.
Keiner schien ihm schön und reichhaltig
genug.

Nun nannte keiner mehr das Wort
Reisen.



So soll St. Josef in Altendorf (Schweiz) werden

Damit warf er die Türe zu, stürmte
aus dem Hause den Weg zum See
hinab.

Frau Werner trug auf beiden Schul-
tern. Ihr Herz segnete Herberts Wahl . . .
wenn auch unter herbem Opfer. Und blu-
tete unter dem Berwürfnis zwischen Gatt-
en und Sohn.

Hätte sie solche Konflikte als Achtzehn-
jährige ahnen können, als sie sorglos ver-
trauend die Hand in die des schwärmerisch
geliebten Mannes legte! In dem großen
Glauben frommer, hinter Klostermauern
verlebter Jugend hatte sie auf die All-
macht der Liebe vertraut. Hätte sie gehofft,
den Mann, der ihr die Verkörperung jeg-
licher Vornehmheit und Ritterlichkeit
schien, im Sturme zu Gott und Glauben
zurückschaffen zu können.

Eine überlegene Duldung ihrer Gründ-

Die Nachbarvillen standen schon mit
geschlossenen Läden und Toren. Das Wer-
nersche Haus lag mit offenen blumen-
prangenden Fenstern unter der Sommer-
sonne, aber drinnen war eine Stille, als
ob einer im Sterben läge. Der Hausherr
kam kaum aus seinem Arbeitszimmer.
Nur bei den Mahlzeiten ließ er sich bei
den Seinen sehen. Und dann ging kein
Laut, als ein gelegentliches Räuspern, das
leise Klirren des Geschirrs und hier und
da ein „Bitte“ und „Danke“. Jeder Ver-
such Herberts, eine Unterhaltung in Gang
zu bringen, zerging an Werners starrem
Schweigen. Er litt schwer. Das fremd-
falte Wesen des Vaters, der Mutter stillle
Schwermut, die ganze mit schroffsten Kon-
trasten gefüllte Atmosphäre im Eltern-
hause, das alles legte sich lähmend auf
seine Willenskraft. Wenn er Ruths wehes-

Lächeln, das Beben ihrer Hand, wenn sie die seine berührte, die dunklen Schatten um ihre Augen sah, dann trieb es ihn hinaus auf einsame Waldwege. Stundenträger Mutlosigkeit wechselten mit Tagen heftigen Kampfes. Er fühlte, lange würde er nicht mehr neben so viel stummem Schmerz herleben können.

Und der Versucher grüßte: Mit welchem Rechte quälst du diese Menschen, die dich lieben . . . das junge Kind, das dir vertraute? Mensch ohne Herz und Blut, der so viel Liebreiz zur Entzagung verurteilen kann! Sieh, wie sie leidet um dich! Tor, der du einem Phantom nachjagst, das dir Dornen gibt statt Rosen, Verzicht statt Genuss . . .

Bilder stiegen betörend auf und umgaukelten seinen kampfmüden Geist. Er sah sich mit Ruth auf den Sonnenpfaden des Lebens, sah die Eltern neu aufleben im Glücke der Kinder. So viele andere wußte er auf diesem Wege, Edelmenschen. Ein reiches Leben lebten auch sie, und ein schönes Ziel würden auch sie erreichen. Wie der junge Philologe Mauring in dem kleinen Schweizerhäuschen unten am Seeufer. Wenn er von einsamen stundenweiten Spaziergängen kommt, müde und unlustig, heim ins traurige Haus zu gehen, dann sieht er ihn mit seiner jungen lieblichen Frau wohl auf der Rosenveranda sitzen, hört sie plaudern oder Laute spielen und singen, hört die beiden reizenden Braunköpfe lachen. Und seine Schüler, von der Sexte bis zur Prima, schwören auf ihren Lehrer. Glücklich sät er seinen Samen in lenzliche Erde, läßt sie von des Himmels Sommeronne beschneien und heimst lachend eine volle Ernte ein. Und wird ihm mal die Stirne heiß, so wischt eine weiche Hand ihm lächelnd den letzten Schweißtröpfchen ab.

Herbert begegnete den beiden einmal tief im Forst, wie sie, hingelagert an einer heimlichen Quelle, mit den Kindern ihr abendliches Mahl hielten. Ein Bild glückgesättigten Genügens. Er sah es ungesessen. Da packte ein Fieber seine Sinne, sein Denken irrte in einem süßen Schwindel. Und in diesem Schwindel sah und fühlte er nur ein Bild — Ruth. Ruth, wie sie ihm aus einer Welt voll Sonne und Helle verlangend und verheißend die Arme entgegenstreckte. Warum soll er nun sein Glück in einer Welt suchen, aus der die Gletscherluft ihn antreibt, aus der die Entzagung mit knöcherner Hand nach ihm greift, — in der all das warme, gottgegebene Glücksverlangen zur Sünde wird . . . ?

Gequält stöhnte Herbert in solchen Stunden auf, und immer weiter floh er vor sich selbst. Hatte er zu viel von sich erwartet, zu viel auf eigene Kräfte ver-

traut? Er hatte es doch gewußt, daß er auf den ersten Begeisterungsturm kein Leben würde aufbauen können, daß auch der fühlreiche Verstand zu seinem Rechte kommen wollte. Er war sich groß vorgekommen in seinem ersten Heldenmut, einem Feldherrn gleich, der eine schwierige Stellung mit einem einzigen kühnen Ansturm nehmen möchte.

Fast hatte er sich selbst bewundert. Kaum, daß er andere, Bedachtsame, begriffen hatte.

Warum zögert er nun noch? Warum zerreißt er nicht mit mutvollem Entschluß die Bande, die ihn halten? Weil er das warme heimische Nest nicht, noch nicht verlassen will. Und die Althmosphäre, in der Ruth lebt und um ihn leidet.

Er weiß, es ist ein süßes Gift das er tropfenweise in sich aufnimmt. Tatenlos sieht er dem Kampfe der beiden Mächte in seiner Brust zu. Kaum, daß er sich noch Rechenschaft gibt, auf welche Seite er den Sieg wünscht.

Nun war er bereits drei Wochen daheim. Und immer noch verharrte der Vater in derselben fremden Feindlichkeit, die nicht einmal den Gedanken an eine Annäherung oder ein Ansprechen zuläßt. Er tat, als wären die drei Menschen neben ihm einfach nicht da. An manchen Tagen kam er überhaupt nicht heim.

Frau Mathildes Ausdruck und ganzes Wesen sprach von tiefem Leide, von schlaflosen Nächten und heimlichen Tränen.

Und der Sommer lag so leuchtend und sonnig, so schwer von Segen über dem Lande wie lange Jahre nicht. Der Himmel und der See blauten sich an und tranken die Lieder und die Wonnen, die in trüner Fülle zwischen ihnen waren.

Der Park vermochte die Überlast der Blüten und Düfte nicht zu fassen, insonderheit keiner davon nahm. Da trug er sie hinaus zu den sommerseligen Menschen, die in leichten Gondeln über die Wasser glitten, zu den Winzerinnen in den Weinbergen und zu den Sennerrinnen auf den Almen.

Denen schwoll das Herz im Busen und das Lied in der Kehle, wenn sie mit durstigen Sinnen die süßen Taldüfte mit dem herben Hochwind einsogen.

Aber das blonde Mädchen, dem sie in schwelender Rauschfülle in die Sinne quollen, seufzt, wenn es durch die bunte Bracht ging: „Wäre nur erst alles vorbei!“ Und wurde immer trauriger und schmäler von Wangen und Gestalt.

Ungebrochen verwelkten die Rosen im Springbrunnen. Ruth merkte auch nicht, als die Alstern ihr fühlles Leben begannen, wußte auch nicht, wann die kleine Ammer vor ihrem Fenster das letzte Lied

gesungen hatte. Nur als sie eines Tages hurtig hin und wieder flog, da merkte Ruth, daß sie ihr Nestglück zeigen wollte. Sie sah die flaumigen Körperlein zappeln, sah gesperrte Schnäbellein und Auglein wie rollende Perlen, und die Alten wippend und äugend und wohlig zufrieden drüber auf ihrem Aste.

Da lächelte Ruth — und seufzte — und drückte ein Weilchen die Hand an die Augen. Und fühlte, daß ihr der Sommer weh tat. Und die Sonne und die Rosen und die singenden Kinder am See und die flaumigen Vöglein im Nest. —

Auf dem „Drudenfels“ saß Herbert am liebsten, wenn die Unraut und Ruths Nähe ihn hinaustrieben. Wir und planlos übereinandergetürmte Felsen waren es, wie von zornigen Göttern zerklüftet und zerrissen. Hier hatten er und Ruth einstmals ihren Auslug gehabt, hatten den Enten und Schwänen Futter zugeworfen, und Steinchen in die Flut geschleudert und die Kreise, die sie zogen, gezählt. Und die Spaziergänger belauscht, die unten in der Felsbucht saßen.

Herbert wußte, daß auch Ruth dieses Plätzchen lieb hatte. Aber zweimal in letzter Zeit, wenn sie ihn vom seitlichen Kletterpfad aus erspäht hatte, war sie wie ein erschrockenes Reh umgekehrt. In letzter Zeit mied sie die Klippen ganz.

Herbert fühlte sich hier wohler als drinnen auf den blumenbunten Seewegen. Diese von einer strengen Gewalt zerrissenen, grauverwitterten Felsblöcke taten ihm wohl, wie eine furchtige Greisenhand dem jungen Unbänd. Wenn er oben stand, von herber Seebriise umweht, war ihm, als ob er den Geist der Großen spüre, die auch einsam auf rauhen Höhen zwischen Gott und Menschen rangen. Moses, der große Titane der Altzeit auf Sinai. Bruder Franz auf dem wilden, menschenfeindlichen La Verna. Und immer deutlicher, immer drängender hörte er in solchen Stunden den Ruf des großen Königs, dem der Feind seine Völker in Banden hielt. Und immer noch zauderte und schauderte die Natur in ihm, wenn er an den strengen Heerdienst dachte, an jene Völker und ihr dunkles, heißes Land. Es gab auch Tage, Stunden, in denen er, ohne sich noch einmal umzusehen, hätte hinstürmen mögen, sich in die vordersten Frontreihen stellen und Land und Volk im Sturm erobern. Aber wenn er dann einen neuen Weg zum Vater wagen wollte, wenn er die liebe Stimme der Mutter hörte und als lezte „Ruth, lebe wohl!“ dachte, dann tat er einen langen Atemzug — und seufzte: „Morgen!“

Eines Tages aber erkannte er, daß nur eines ihn noch vor sich selber retten könnte,

die Flucht. Fort — in die Ferne, wo der Blick weiter, der Geist freier, der Wille entschlossener wird!

Er wollte bei sinkender Sonne eben vom Drudenfels herabsteigen, da hörte er aus der Grotte unter sich Stimmen. Er sah hinab, sah einen weißen Strohhut im Kies liegen und hörte eine Kinderstimme: „Tante Helto, wahum weinst du?“

„Tante Helto nit. Tante Hut isse das doch“, zwitscherte ein zweites Stimmenchen.

Herbert sah den kleinen Knirps mit Muscheln herbeilaufen. Es waren wohl die Kinder des jungen Fährmanns, der um diese Zeit Fremde über den See fuhr.

„Tante Hut hans lange nit meh mit Talla und Annie pielet“, klagte das kleine Mädelchen. „Tante Hut hanit meh hieb!“

„Woll hieb, Tante Hut“, widersprach der kleine braune Kerl. „Hat hans sicher Weh-weh habt, Tante Hut. Hat hans weiße Bäden.“

„O, Weh-weh, aame Tante Hut! Tamm, Annie dich hans viel hiebhaben. Dann einmal singen von kleine Hänsel und Gretel, bitte, bitte!“

Herbert beugte sich weiter über den Felsen. Er sah Ruth auf der niedern Birkenbank sitzen. Er hatte nicht gewußt, daß sie wieder daheim war. Sie war vor drei Tagen zum Geburtstag ihrer Freundin nach Nürnberg gefahren, und er wunderte sich, daß sie schon zurück war.

Die drolligen Kleinen waren ihr auf den Schoß geklettert, und sie hatte um jedes einen Arm geschlungen. Aber er hatte noch keinen Laut von ihr gehört.

„Nu, Tante Hut, singen!“ hörte er gebieterisch das Mägdelein drängen. Da sang Ruth, und die feinen Kinderstimmen fießen ein: „Hänsel und Gretel verirrten sich im Wald, es war finster und so bitter kalt . . .“

Herbert trat zurück. Das Singen tat ihm weh. War dieses Weinen in flagenden Molltönen alles, was von Ruths wohnen Liedern geblieben war, um die wohl noch der See und die blauweiße Gondel trauerten? Und der Flügel im Gartenzimmer.

„Tante Hut tann nit mehe hön singen. Imme noch Weh-weh, aame Tante Hut?“ sagte das kleine Mädel. Und kindlich tröstend: „Talla un Annie tommen heute mogen mal wiede, bingen hanße Masse Muscheln mit. Dann hat Tante Hut kein Weh-weh mehe!“

Ruth flüsterte etwas. Er dachte, daß sie die Kleinen wohl küssen möchte. Dann sah er die Kinder davontrippeln, dem Vater entgegen, der eben mit seinem Kahn anlegte.

In plötzlichem Entschluß stieg er rasch

seitlich die Klippen hinab, ging ein Weit-
ehen den Weg auf und ab und dann wie
von ungefähr auf Ruth zu.

Sie mochte sich unterdes gesammelt ha-
ben. Er sah, daß sie blaß war, aber ganz
ruhig. Sie kam ihm entgegen, und er frag-
te sie nach ihren Freunden in Nürnberg.
Sie erzählte vom Wohlbefinden aller
Pirkholt. Dann schwiegen sie wieder und
gingen langsam auf und ab. Der See lag
unter dem blutroten Scheidelicht der Son-
ne, Tausende von Leuchtkäfern schwirr-
ten, die weißen Schwäne zogen dem
Schilf zu, eine erste Albendglocke von
weither aus den Bergen läutete den son-
nenfatten Tag zur Ruhe.

Herbert fühlte wieder den traumnahen
Zustand, den die Sonne über Menschen
bringt, wenn sie sie in der Nacht allein
läßt. In dem es die Menschen drängt, bei
Menschen zu sein.

Er raffte sich mit einem innern Straffen
los. Er wollte nicht das, was er sich am
Morgen in einer Opferstunde und eben
auf seinem „Sinai“ errungen, in einer
traumslaffen Albendweile wieder ver-
lieren. Darum jetzt ohne weitere Verhand-
lungen mit dem Feinde den zerreibenden,
tatenlosen Stellungskampf abbrechen.

„Ruth!“

Sie sah ihn mit bangen Augen an, als
zittere sie vor einer neuen Wunde.

„Wenn ich weit fort sein werde von
daheim, Ruth, wirst du bleiben, was du
immer warst, die Tochter meiner Eltern?“

Sie standen am eisernen Wehr, wo der
See tief und strandlos war. Ruths Hand
lag schmal und müde auf dem Rand. Er
legte die seine einen Augenblick auf die
ihre und fühlte, wie sie aufzuckte. Auch
ihre Stimme war unsicher:

„Willst du denn schon . . . ?“

„Nein, in unser Märchenland geht die
Fahrt noch nicht“, lächelte er. „Nur ein
wenig umgucken will ich mich unter den
verschiedentlichen Sternen. Muß doch se-
hen, ob ich die Fleischköpfe Ägyptens für
den Honig — und die Heuschrecken Ka-
naans lassen kann. Bis ich wiederkehre,
Ruth, — werden meine Eltern nicht allein
sein?“

„Warum fragst du?“ sagte Ruth. Er
fühlte den Vorwurf und drückte warm ihre
Hand.

„Ich danke dir, Ruth. Ich wußte es
ja. Und deinen Bruder vergißtest du auch
nicht?“ Sie nickte nur, und langsam gin-
gen sie heim zu.

In des Justizrats Augen bligte ein
Hoffnungsfunk auf, als er hörte, daß
Herbert reisen wollte. Die Welt draußen
mit ihrem warmen Pulsschlag, mit ihren
immer wechselnden Reizen, dachte er,

würde ihm seinen überspannten Sohn ge-
heilt zurücksenden und er begann zu
hoffen.

Ein Jahr ist dahingegangen. Durch die
weiten Hallen des St. Petersdomes in
Rom schreitet zu einer von Fremden we-
nig benutzten Stunde ein junger Mann
zum Grabe des ersten Papstes. Sein Ant-
litz ist von der südlichen Sonne gebräunt.
Sein Blick ist der eines Menschen, der viel
gesehen und eine Fülle von Eindrücken
in sich aufgenommen und verarbeitet hat.

Ja, Herbert Werner hat viel geschaut
und erlebt und getrunken von fremder
Schönheit und Pracht und Kunst. Er hat
das Leben in seiner unendlichen Vielge-
staltigkeit belauscht, vom raffinierten Lu-
xus der leichtlebigen Menschen an der
Seine, . . . dem üppigen Genießen derer
am Ebro . . . bis zu der heißblütigen Art
der Bewohner der Lagune.

Er ist unter den Palmen und Bedern
Palästinas gewandelt, hat die geweihten
Stätten gesehen, wo der Menschen Größ-
ter seine Erdenwege ging. Er hat auf dem
Tabor Verklärungslicht geahnt und auf
dem Ölberg Todesschauer nachempfun-
den. Auf dem Berge, auf dem einst das
alte Salem seine Schächer richtete, hat er
dem gewaltigsten Drama der Welt-
geschichte erschüttert nachgesonnen.

Am Ägyptens monumentalen Königs-
gräbern hat er gestanden. Hat, ergriffen
von der Hinfälligkeit alles Irdischen, den
tragischen Weltschmerz Salomons nach-
empfunden: „Vanitas vanitatum . . .“

„Eitelkeit der Eitelkeiten . . . und alles
ist Eitelkeit.“

Von all seinen Wanderfahrten hat er
es stärker und tiefer wieder mitgebracht,
das unheilbare Heimweh der Seele, die
von Gott und für Gott geschaffen ist, und
unruhig bleibt, . . . bis sie ruhet in ihm.

Hier im ewigen Rom, auf dem von
Märthrerblut geweihten Boden will Her-
bert Werner das letzte Fazit ziehen aus
seinem Weltschauen und -erleben.

Lange hält er Zwiesprache mit dem er-
sten mutigen Christusjünger. Der legte
Neh und Werkzeug aus der Hand, als ein
Größerer ihn rief. Und sah nicht mehr um
nach Heim und Familie.

Auch ihn ruft Gott zum Menschen-
fange. Er ist bereit.

Die Kuppel von St. Peter lag schon im
Abenddämmer, als Herbert aus dem Por-
tale trat. Beim Obelisk auf dem Peters-
platz blieb er stehen, in Bewunderung
des grandiosen Steindenkmals verloren,
das in seiner wuchtigen, massiven Einheit
so recht den Felsen Petri verbeeldet.
(Fortschung folgt)